

(Nachdruck verboten.)

25]

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwiga Thoma.

Nun hatte Sylvester keine unehrerbietigen Bedenken gegen die Erwähnung des Gebetes; er fühlte nur, daß dieses übliche Lob seinem Wohltäter nicht gerecht wurde und den Nachkommen nichts erzählte von den trefflichen Eigenschaften ihres alten Pfarrers.

Sie hätten auf das Denkmal schreiben müssen, daß er keinen Menschen haßte, in allem das Gute suchte und die Armen nach des Heilands Vorbilde liebte.

So wäre es recht gewesen und nützlich für die Erlbacher. Sylvester bemerkte mit Unmut, daß geheime Einflüsse schon in den ersten Monaten das Andenken an Maurus Geld trübten.

Seine eigene Mutter schüttelte einmal bedenklich den Kopf, als er den Verstorbenen rühmte, und sie meinte, es wäre wohl alles schön, aber ob der selige Herr so recht eifrig im Christentum gewesen sei, das wisse sie nicht.

Er fuhr zornig auf und wollte wissen, woher sie das habe. Und die alte Veronika Meng hatte Mühe, ihn zu beschwichtigen. Es sei nur ihre Meinung gewesen, und sie wolle nur ja dem guten Herrn Geld nichts Unrechtes nachsagen. Aber weil er doch selbige mal abgeredet habe, wie dem jetzigen Paulmann sein Vater tausend Mark hergeben wollte für eine Mission, daß die Kapuziner in Erlbach predigen sollten. Und da habe der Herr Geld gesagt, es sei besser, wenn er das Geld dem Spital schenke. Deswegen habe sie das so gemeint.

Daß auch der neue Pfarrer hinter dem Gerede steckte, sagte sie lieber nicht.

Aber Sylvester ahnte es und dachte, es könne nicht ohne Zusammenhang sein, daß seine Mutter sagte, was er auch sonst zu hören bekam.

Zum ersten Male sah er den Undank und das oberflächliche Urteil der Menschen. Seine Begeisterung ließ ihm diese Fehler größer erscheinen, und er mußte die Enttäuschung stärker empfinden, weil es ihm an Erfahrung fehlte.

Traurig und verstimmt kehrte er nach Freising zurück. Auch hier blieb ihm der Verlust fühlbar genug. Gerade in diesem letzten Halbjahre, welches er noch auf dem Gymnasium zubrachte, mußte er sich immer wieder an den väterlichen Freund erinnern.

Sein treuer Rat fehlte ihm, und dann sein Beifall, als er die abschließende Prüfung bestand.

Er wäre wohl freudiger an das Berufsstudium gegangen, wenn er noch das Beispiel Gelds lebendig vor Augen gehabt hätte. Wenn er sich die Aufmunterung bei ihm hätte holen können.

Das war nun alles so anders geworden. Als er mit der roten Absorbentenmütze heimkam, ging er in den Pfarrhof.

Es war ihm, als müsse er neben den Rosenstauden im Garten den weißhaarigen Herrn sehen und die freundliche Stimme hören. „Ei, sieh da, parvule, mit der farbigen Mützel! Nun bist Du hineingewachsen in den Rock und in die Gelehrsamkeit. Salve confrater in litteris!“

Aber der Mund war geschlossen für immer; die lieben Augen, in denen ein gütiges Lachen saß, waren gebrochen.

Zwei andere blickten Sylvester an. Zwei kalte Augen mit grünlichem Schimmer, und eine gleichgültige, harte Stimme fragte: „So. Sie sind der hiesige Student? Ich habe von Ihnen gehört. Sie wollen Geistlicher werden?“

„Ja.“
„Man sagt mir, daß mein Amtsvorgänger Sie unterstützt hat.“

„Ich verdanke ihm viel.“
„Hat er Ihnen pekuniär geholfen?“

„Nein, das nicht.“
„Ich fragte nur, weil ich bemerken wollte, daß ich nicht in der Lage bin zu etwas.“

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Aber ich habe, was ich brauche.“

„Ihr Better, der Spanninger von Pasenbach . . .?“

„Der läßt mich studieren, ja.“

„Da brauchen Sie freilich keine Hilfe. Es kommt nur zu oft vor, daß man uns in Anspruch nimmt. In meiner ersten Pfarrei, in Breitenau, mußte ich bei zwei mittellosen Studenten ab und zu aushelfen. Man tut es ja gerne, wenn es einigermagen geht. Nun, Sie bleiben in den Ferien hier?“

„Ja.“
„Da sehen wir uns wohl oft in der Kirche. Also guten Tag!“

Die grünlichen Augen blickten Mang während des Gesprächs lauernd an. Sie glitten an ihm hinauf und hinunter, und wenn er sie fest ansah, huschten sie weg. Und dann schoben sich feuchtkalte Finger in die Hand Sylvesters und zogen sich wieder zurück; ohne Druck, glatt, wie sie gekommen waren.

Sylvester verabschiedete sich.
Der ehrliche Burische hatte nasse Augen, als er das Haus verließ. Aus allen Ecken heraus hatten ihn Erinnerungen gegläht.

Nun war es so ganz anders; ein bitteres Gefühl der Verlassenheit überkam ihn.

Und verließ ihn nicht mehr alle die folgenden Wochen. Er hörte zerstreut zu, wenn seine Mutter von der schönen Zukunft erzählte. Von der ersten heiligen Messe, bei welcher Veronika Mang den glückbringenden Segen ihres Sohnes erhalten sollte; von dem großen Pfarrhofe, in welchem Veronika Mang ihre alten Tage beschließen würde, und von dem seligen Absterben, welches nunmehr der Veronika Mang durch die Gnade des Himmels beschieden sein werde.

Sier und da mußte er lächeln, wenn die Alte über die Jahre hinwegsprang und sich in die Frage vertiefte, ob der künftige Pfarrer die Dekonomie selber betreiben oder lieber verpachten sollte.

Aber fröhlich wurde er darum nicht.

Und dann war Sylvester allein in der großen Stadt. Von seinen Schulfreunden blieben die meisten in Freising, und die wenigen, welche nach München kamen, stolzierten mit farbigen Bändern herum und küßten kaum die Mützen, wenn ihnen der unscheinbare Mang begegnete.

Es wurden Versuche gemacht, den langen Sohn Erlbachs für katholische Verbindungen zu erwerben. Aber er hatte kein Verständnis dafür; weder für die trinkfesten Künste, noch für die politische Bedeutsamkeit dieser Geselschnäbel. Und in ein Seminar wollte er auch nicht eintreten, trotz des lebhaften Wunsches seiner Mutter.

Die alte Veronika wußte nichts von den pädagogischen Vorzügen dieser Anstalten, aber die Tracht ihrer Jünger gefiel ihr über die Mägen.

Vor Jahren herbergte der Alumnus Stephan Freutsmiedel von Webling des öfteren in Erlbach. Und wenn er mit flatterndem Gewande durch die Dorfstraße schritt, schaute Veronika Mang ehrfürchtig durch das Fenster und malte sich im Geiste aus, wie statilich dereinst ihr Sohn in diesem Kleide dahingehen werde.

Sie mußte ihre Sehnsucht bezwingen, denn Sylvester sträubte sich gegen den Schmutz und saß lieber einsam und frei in seinem Kammerlein.

Hoch oben im vierten Stocke als Zimmerherr der königlich bayerischen Sekretärswitwe Kornelia Kottensfußer, welche sich oft über den freudenarmen Jüngling wunderte. Der blieb so manchen Abend daheim und las.

In den ersten Tagen der akademischen Freiheit hatte er, zögernd und doch von einem unwiderstehlichen Wunsche angetrieben, Bücher gekauft, vor denen man ihn als Schüler eindringlich gewarnt hatte.

Es waren die Werke ungläubiger Dichter, welche in den jungen Herzen Zweifel und Unruhe erregen mußten. Nur wer im reiferen Alter gefestigten Glauben erworben habe, könne ihnen ungefährdet nahen, hatte der Professor gesagt. Die Namen Lessing, Wieland, Kleist leuchteten nicht am Freisinger Himmel, Schiller stand nicht in hohem Ansehen; Goethe war ein Heide.

Und nun erfreute sich Sylvester mit empfänglichen Sinnen an den Geschmähten.

In seine Bewunderung drängte sich ein beklemmendes Gefühl.

Warum hatten die Verater seiner frühen Jugend so feindselig geurteilt?

Er sah nichts von allem, was sie getadelt hatten, und er begriff nicht, wie sie in der Schönheit Schlechtes suchten, noch weniger, wie sie es fanden.

Dazu kamen andere Enttäuschungen. Es lag nichts Vorlautes in seinem Wesen, und er weckte nicht frühreifen Verstand an den Worten der Lehrer. Aber er fühlte sich unbefriedigt von einer Wissenschaft, die mit trockenen Schläffen an die ewigen Geheimnisse herangeht und wieder auf halbem Wege stehen bleibt, um den Glauben anzurufen.

Darin lag eine harte Probe für sein rechtschaffenes Gemüt, das sich gegen die Selbsttäuschung sträubte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

12]

Von Leo Tolstoj.

Das ist ganz dasselbe, Wanjuscha, Jwan. Warum heißen bei Euch alle Soldaten Jwan? Jwan! wiederholte der Alte, laß Dir Väterchen den Most aus einem angebrochenen Tönnchen geben. Die haben den besten Most im Orte, und mehr als 30 Kopelen für ein Achtel gib ihr nicht, sonst freut sich die Heze. . . Unser Volk ist ein verflucht dummes Volk — fuhr Onkel Jeroschka in vertraulichem Tone fort, als Wanjuscha hinausgegangen war. Sie halten Euch gar nicht für Menschen. Du gilfst ihnen schlechter als ein Tatar. Die Russen sind Weltlinder, sagen sie. Aber nach meiner Meinung bist Du doch immer noch ein Mensch, wenn Du auch Soldat bist. Du hast auch eine Seele in Dir. Habe ich nicht Recht? Ilja Koisseitsh war auch Soldat, und was für ein goldener Mensch war er! Nicht wahr, Freund? Darum haben mich auch die Leute hier nicht gern, mir aber ist's ganz gleich, ich bin ein lustiger Mensch, ich habe alle gern, ich bin Jeroschka — ja, so, Freunden!

Und der Alte klopfte dem jungen Manne freundlich auf die Schultern.

12.

Wanjuscha hatte inzwischen seine Wirtschaft in Ordnung gebracht, sich vom Kompagniebarbier rasieren lassen, hatte die Hofe über die Stiefel fallen lassen, und befand sich, ein Beweis, daß die Kotte bequeme Quartiere hatte, in der allerbesten Laune. Er betrachtete Jeroschka aufmerksam, aber nicht wohlwollend, wie man etwa ein wildes Tier betrachtet, das man zum ersten Male sieht, schüttelte den Kopf beim Anblick der schmutzigen Diele unter der Pant, nahm zwei leere Flaschen hervor und ging zu den Wirtsleuten.

Guten Tag, liebe Leute — sagte er, denn er hatte sich vorgenommen, besonders höflich zu sein — mein Herr hat mir befohlen, Most zu kaufen; schenkt mir ein, gute Leute.

Die Alte antwortete nicht, das Mädchen, das vor einem kleinen tatarischen Spiegel stand und ihr Kopftuch ordnete, sah sich schweigend nach Wanjuscha um.

Ich zahle bar, mein Verehrter — sagte Wanjuscha und kimperte in der Tasche mit seinem Kupfergelde. Seid ihr gut, so werden wir auch gut sein, das ist doch das Beste, fügte er hinzu.

Wieviel? fragte die Alte kurz angebunden.

Ein Achtelchen.

Geh, Kind, fülle ihm ein, sagte Mutter Mliila zur Tochter gewandt. Sieh ihm aus dem Angebrochenen, mein Herzchen. Das Mädchen nahm die Schlüssel und die Karaffe und ging mit Wanjuscha aus dem Zimmer.

Sage mir doch, bitte, wer ist das Weib? fragte der Offizier auf Marianka deutend, die eben am Fenster vorüberging.

Der Alte zwinkerte mit den Augen und stieß den jungen Mann mit dem Ellbogen an.

Halt, sagte er und steckte den Kopf zum Fenster heraus, hm, hm, hüftelste und brumnte er. — Marjanuschka! ah, die schöne Marjanuschka? Hast mich lieb, Herzchen! . . . Ich bin ein Spaßvogel, fügte er zu Olenin gewandt leise hinzu.

Das Mädchen ging, ohne den Kopf umzuwenden, gleichmäßig und kräftig die Arme schwenkend, mit dem eigentümlich herausfordernden Gang, der den Kosakenfrauen eigen ist, am Fenster vorüber. Sie ließ nur langsam ihre schwarzen, langbewimperten Augen über den Alten hinschweifen.

Hab' mich lieb, und Du wirst glücklich sein! rief Jeroschka, zwinkerte mit den Augen und warf einen fragenden Blick auf den Junker. — Ich bin ein schneidiger Kerl, ich bin ein Spaßvogel, fügte er hinzu. — Ein Mädchen, wie eine Fürstin, nicht wahr? Ein schönes Mädchen, sagte Olenin, ruf sie hierher.

Nein, nein, erwiderte der Alte, die soll mit dem Lufaschka verheiratet werden. Lufa ist ein tüchtiger Kosak, ein Dshigit. Keulich hat er einen Abreien erschossen. Ich suche Dir eine bessere, ich suche Dir eine, die ganz in Seide und Silber gehen wird. Ein Mann, ein Wort. Ich schaffe Dir ein schönes Mädchen.

Alter, was sprichst Du da, sagte Olenin, das ist doch eine Sünde.

Eine Sünde? Wo ist da die Sünde? antwortete der Alte entschieden. — Ein hübsches Mädchen ansehen soll Sünde sein? Mit

ihr gehen soll Sünde sein? oder sie lieben eine Sünde? Ist das bei Euch so? . . . Nein, mein Freund, das ist keine Sünde, sondern Seligkeit! Gott hat Dich geschaffen, Gott hat auch das Mädchen geschaffen, alles hat er geschaffen, Väterchen, es kann also keine Sünde sein, ein hübsches Mädchen anzusehen, sie ist geschaffen, daß man sie liebe, daß man sich an ihr erfreue. So denke ich, guter Freund!

Nachdem Mariana über den Hof in den dunklen Keller gekommen war, der von Fässern voll stand, trat sie mit dem üblichen Gebet an ein Faß heran und tauchte den Heber hinein. Wanjuscha stand in der Tür, sah sie an und lächelte. Ihm kam es juchbar komisch vor, daß sie nur das Hemd trug, das hinten herabgelassen und vorn in die Höhe gezogen war, und noch komischer berührte ihn, daß sie um den Hals Halbhubelstücke hängen hatte. Er dachte, das sei nicht russisch, und wie sie zu Hause lachen würden, wenn sie ein Mädchen so sähen. Das wäre ein Mädchen so recht zur Zerstreuung, dachte er, das muß ich dem Herrn sagen.

Was, hast Du Maulaffen feil? schrie plötzlich das Mädchen, reich mir lieber die Karaffe her.

Mariana füllte die Karaffe mit kühlem Rotwein und reichte sie Wanjuscha.

Das Geld gib der Mutter, sagte sie und stieß Wanjuschas Hand zurück, als er ihr das Geld reichen wollte.

Wanjuscha lächelte.

Warum sind Sie so böse, schönes Kind? sagte er in gutmütigem Tone, als das Mädchen das Faß wieder zumachte.

Sie lächelte.

Sind Sie etwa gut?

Der Herr und ich, wir sind sehr gut, antwortete Wanjuscha in überzeugendem Tone. Wir sind so gut, daß uns die Wirtsleute überall, wo wir gewohnt haben, Dank schuldig geblieben sind. Er ist ein adeliger Herr.

Das Mädchen blieb stehen und horchte auf.

Sag, ist er verheiratet, Dein Herr? fragte sie.

Nein, mein Herr ist jung und unverheiratet. Adelige können nie jung heiraten, erwiderte Wanjuscha in belehrendem Tone.

Da sieh ein, bist wie ein Büffel und zu jung zum Heiraten! Er ist wohl der Höchste von allen? fragte sie.

Mein Herr ist Junker, das heißt, er ist noch nicht Offizier, aber er hat seinen eigenen Rang, und er ist höher als ein General — einen hohen Rang. Darum kennt ihn auch nicht nur unser Oberst, sondern der Zar selbst, erklärte Wanjuscha stolz. Wir gehören nicht zu dem gewöhnlichen Soldatengefüdel. Unser Papa ist Senator. Ueber tausend Seelen hat er gehabt, und wir bekommen immer Tausende geschickt. Darum hat man uns auch überall gern. Was nützt es einem, Kapitän zu sein, wenn man kein Geld hat? Was kommt dabei heraus?

Geh, ich schliefte zu, unterbrach ihn das Mädchen.

Wanjuscha brachte den Wein und erklärte Olenin „La fil e tre scholi“, (mangelhaftes Französisch — das ist ein hübsches Mädchen), dann ging er mit einem blöden Lachen aus dem Zimmer.

13.

Inzwischen wurde auf dem Platze der Zapfenstreich geschlagen. Das Volk kam von der Arbeit nach Hause. In den Toren brüllte das Vieh und kam drängend herein, in eine goldige Staubwolke gehüllt. Die Mädchen und die Weiber liefen auf den Straßen und Höfen umher und trieben das Vieh zusammen. Die Sonne war hinter den fernen Schneebbergen versunken, ein bläulicher Schatten lagerte über der Erde und dem Himmel. Ueber den im Dunkel ruhenden Gärten flimmerte kaum merklich die Sterne, und allmählich verstumte alles im Dorfe. Nachdem das Vieh eingetrieben war, kamen die Kosakenweiber heraus, sammelten sich an den Straßenecken und setzten sich, Blumenkerne kauend, auf die Erdhügel nieder. Zu einer dieser Gruppen trat auch Marianka, nachdem sie die beiden Kühe und die Büffelkuh gemolken hatte.

Diese Gruppe bestand aus einigen Frauen und Mädchen und einem alten Kosaken.

Sie sprachen von dem erschossenen Abreien. Der Kosak erzählte. Die Weiber fragten ihn aus.

Er wird wohl nun eine große Belohnung bekommen? fragte eines der Weiber.

Gewiß, es heißt, er wird ein Kreuz bekommen.

Rosjew hat ihn kränken wollen, er hat ihm die Flinte weggenommen, aber die Vorgesetzten in Kisljar haben es erfahren.

Eine niedrige Seele, der Rosjew.

Die Leute sagen, Lufaschka sei angekommen, sagte eines der Mädchen.

Er geht mit Nasarka bei der Jamka. (Jamka war ein lediges, lächerliches Kosakenweib, das eine Schenke hielt.) Einen halben Eimer sollen sie getrunken haben.

Der Reiter hat Glück, sagte jemand, wahrhaftig ein Reiter. Er ist aber auch ein vortrefflicher Bursche, ein gewandter Kerl und dabei so ein wackerer Mensch. Sein Vater war ebenso, der alte Kirjat; er ist ganz der Vater. Als der getötet wurde, jammerte ihm der ganze Ort nach. — Da kommen sie ja, fuhr die Sprecherin fort und zeigte auf die Kosaken, die von der Straße her sich ihnen näherten. Jerguschow hat sich zu ihnen gefunden, der Trunkenbold.

Lufaschka, Nasarka und Jerguschow hatten ihren halben Eimer

getrunken und kamen jetzt auf die Mädchen zu. Sie waren alle drei, besonders aber der alte Kosat, röter als gewöhnlich. Jerguschow schwanke hin und her und stieß unter lautem Lachen Kasarka beständig in die Seite.

Warum singt Ihr keine Lieder, Weiberfolk? sährte er die Mädchen an, ich sage, singt, wenn wir lustig sein sollen.

Gehts Euch gut? gehts Euch gut? lönte es von allen Seiten.

Warum sollen wir singen? Ist heute Feiertag? Du hast Dich vollgeoffen, sing Du!

Jerguschow lachte und stieß Kasarka an.

Sing Du was! Ich werde auch singen, ich sage Dir, ich kanns.

Nun, Ihr Schönen, schlaft Ihr? — sagte Kasarka.

Wir sind von der Grenzwaiche hergekommen, um einen hinter die Binde zu gießen. Lufatscha haben wir begoffen! — antworteten die Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Nonnenplage.

Der Nadelwald hat in der Insektenwelt viel mehr Feinde als das Laubholz und er hat viel weniger Hilfstruppen, die über ihn wachen. Da sind die zahllosen Käfer, die Engerlinge und die Raupen des Kiefernspinners. Der schlimmste Feind jedoch ist die Nonne. Wie diese nahe Verwandte des Schwammspinners zu diesem absonderlichen Namen gekommen ist, kann ich nicht verraten, weil ich es selbst nicht weiß. Die Naturforscher nennen sie auf Lateinisch *Ocnaria monacha* und zählen sie zu der Familie der Spinner, der Bombycidae, von denen nur eine einzige Sippe sich dem Menschen als nützlich erwiesen hat, indem sie ihm die Seide spinnt. Alle anderen sind Schädlinge, deren Raupen so ziemlich alle Bäume und Sträucher bedrohen. Die Nadeln der Fichte, die der Volksmund in Norddeutschland Tanne nennt, frisst sie ganz auf, die Nadeln der Kiefer beißt sie in der Mitte durch.

Es wäre ja zu ertragen, wenn dieser Schädling alljährlich in jedem Revier nur einige Duzend oder selbst einige Hundert Bäume lahfressen und töten würde. Hier muß zur Erklärung eingefügt werden, daß die Laubbäume meistens den Verlust ihrer Blätter überdauern, während die Nadelbäume ohne Ausnahme eingehen, wenn sie von der Nonne lahfressen werden. Also: eine Anzahl einzelner Bäume ließe sich ohne merklichen Schaden ausmerzen und ersetzen. Aber die Nonne vermehrt sich in manchen Jahren plötzlich so stark, daß sie ganze Bestände nicht nur bedroht, sondern wirklich vernichtet.

Das ist jetzt in Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien und Brandenburg der Fall. Ich habe in diesen Tagen Reviere gesehen, den Allensteiner Stadtwald, die Beläufe Polommern, Hoerbude und Claffensthal in der Oberförsterei Lyß, die einen traurigen Anblick boten. Die stattlichen alten Fichten sind lahfressen, wie Strauchbesen sehen sie aus! Das trauliche Halbdümel, das sonst im Walde herrscht, ist einer unangenehmen Heftigkeit gewichen, ungehindert fallen die Strahlen der Herbstsonne durch die tahlen Keste. . . . Auch in den Wipfeln der Kiefern ist es schon licht geworden. Ja, an manchen Stellen hat die Nonne bereits die Weißbuchen und selbst die Haselsträucher lahfressen. Wenn die Natur sich nicht auf irgend eine Weise selbst hilft, dann wird die Vermehrung der Nonne in den nächsten Jahren einen ganz ungeheuren Umfang annehmen, ganze, große Forsten werden mit Stumpf und Stiel vernichtet werden.

Von der Größe dieses Schadens können wir uns jetzt schon ein deutliches Bild machen, denn wir haben ein trauriges Beispiel an dem Nonnenfraß der Jahre 1852 bis 1858, der die Nonninter Seide und einige südlich davon gelegene Forsten völlig vernichtete. Doch zuerst muß ich den Schädling kurz beschreiben. Es ist ein kleiner, 25 bis 30 Millimeter langer Schmetterling, mit weißgrauen, von schwarzen Bändern durchzogenen Flügeln. Er legt seine Eier in kleinen Klumpen in die Vertiefungen der Borke. Ende April oder Anfang Mai kriechen die jungen Raupen aus, die zunächst mehrere Tage auf einem Häufchen, das der Forstmann „Spiegel“ nennt, beisammen bleiben. Dann beginnen sie am Stamm emporzuwandern, bis sie auf die dünnen Äste und an die Nadeln gelangen. Im Juli sind die Raupen erwachsen, sie haben eine Größe von 5 bis 6 Zentimeter erreicht. Dann verpuppen sie sich in ihrer Vertiefung der Borke, wobei sie sich mit einigen wenigen Fäden bespinnen, die wohl nur der Befestigung dienen. Aber schon nach 14 Tagen bis 3 Wochen schlüpft aus der Puppe der Schmetterling aus, der in der Nacht umherschwärmt und alsbald seine Eier abzulegen beginnt.

Zwei und einen halben Monat, von Anfang Mai bis zum halben Juli, dauert also der Raupenfraß. Aber diese Zeit genügt, um ganze Bestände zu vernichten. Von dem Raupenfraß der Jahre 1852 bis 1858 hat uns ein sächsischer Forstmann, der zum Studium der Nonnenplage nach Ostpreußen geschickt war, eine eingehende Schilderung gegeben. Danach soll im Jahre 1850 und 1851 die Nonne zuerst südlich der Grenze in polnischen Wäldern massenhaft aufgetreten sein. Im Jahre 1852 hatte sie dort bereits ganze Bestände vernichtet, so daß die Waldbesitzer ihre Reviere anzündeten und niederbrennen ließen, weil sie das mindertwertige Holz nicht bewerten konnten. Der Schädling wurde dabei nicht vernichtet,

sondern nur verschleudert, denn 1853 erschien er in ungeheuren Massen auf preussischem Gebiet, wo auch bereits seit einigen Jahren eine ungewöhnliche Vermehrung beobachtet war. In wolkensartigen Massen, die jeder Beschreibung spotten, zogen die Schmetterlinge herbei. Die Gebäude der Försterei waren von Faltern völlig bedeckt, auf dem Bildungsee lagen die ertrunkenen Schmetterlinge wie eine dicke Schaumschicht. Im Walde war es wie im ärgsten Sämegeflöhe, die Bäume sahen wie beschneit aus, so dicht saßen die Nonnenflatter auf den Zweigen!

In den ersten Jahren versuchte man es noch, mit Menschenkraft dem Unheil zu steuern. Man wollte die Schmetterlinge töten, ehe sie ihre Eier abgelegt hatten und dann die Eierhäufchen vernichten. Man fing etwa 1½ Millionen Falter und sammelte etwa 150 Millionen Eier. „Trotz dieser energischen Maßregeln,“ so besagt dieser Bericht, „zeigte sich im folgenden Frühjahr (1853) wieder eine solche Menge von Raupenspiegeln, selbst in den drei- und viermal abgesehenen Beständen, daß man sich überzeugen mußte, man habe kaum die Hälfte der abgelegten Eier gesammelt. Und das war allerdings nicht wunderbar, da die Nonne ihre Eier, allen bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen Hohn sprechend, sogar an die Wurzeln und zwischen das Moos der Bodenstreue, dergleichen bei den Fichten in der Krone bis zum höchsten Wipfel hinauf abgelegt hatte, was das Sammeln sehr erschweren mußte.“

Trotzdem wurde von der Regierung das Spiegeln — das Zerbrücken der ausgetrockneten, aber noch in einem Klumpen beisammenstehenden Raupen — angeordnet und auf Rothebuder Revier auch wirklich bis zum 18. Mai vorgenommen, natürlich mit völlig unzureichenden Kräften. — Dies „natürlich“, das der sächsische Forstmann der preussischen Regierung ins Stammbuch geschrieben hat, sollte man sich merken!

Da man beobachtet hatte, daß die Raupen aus lahfressenen Beständen nicht in die noch unversehrten abwanderten, sondern ermattet herabstürzten und liegen blieben, so versuchte man einen Kampf gegen die Schmetterlinge. „Zur Vertilgung der Falter wurden schon während der ersten Flugzeit vom 29. Juli bis 3. August 1853 und auch 1854 große Feuer an vielen Stellen angezündet. Allein, obwohl große Massen von Schmetterlingen in den Feuern untlamen, erschienen nach der Flugzeit die Eier so massenhaft abgelegt, daß man vom Sammeln absehen mußte, denn die Fichten waren nicht mehr mit Eierhäufen zwischen den Vorkenschuppen besetzt, sondern an der ganzen Oberfläche von dicht au- und übereinander liegenden Eiern förmlich inkrustiert, so daß die Arbeiter sie mit den Händen abstreifen konnten, wenigstens an den Stämmen, an denen man im Winter zuvor des Einsammelns halber die Borke abgekratzt hatte, denn nun hatte die Nonne auch an diese ihre Eier gelegt.“

So kam denn im Mai 1855 ein Raupenfraß zur Entwidlung, wie ein solcher wohl seit Menschengedenken noch nicht dagewesen ist. Bis zum 27. Juni waren auf dem Rothebuder Revier bereits über 10 000 Morgen lahfressen und etwa 5000 Morgen angegangen. Allein die schlimmsten Befürchtungen sollten noch übertroffen werden. Denn bis Ende Juli waren die Bäume auf 18 354 Morgen getötet und auf weiteren 6841 Morgen so beschädigt, daß sie auch zum Abtrieb kommen mußten. Die Raupen machten keinen Unterschied mehr zwischen Nadel- und Laubholz noch zwischen Altersklassen, denn auch Fichtenschonungen, ja selbst vor- und diesjährige Kulturen wurden von ihnen befallen und lahfressen! An jüngeren Kiefern und Fichten krümmten sich die Wipfel unter der Last der Klumpenweise daran sitzenden Raupen bogenförmig. Der Raupenkot, der zuletzt den ganzen Boden des Waldes zwei bis drei Zoll hoch, ja an manchen Stellen bis sechs Zoll hoch bedeckte, rieselte ununterbrochen, gleich einem starken Regen, aus den Kronen der Bäume hernieder und bald war kein grünes Blatt, kein Palm mehr zu sehen, so weit das Auge reichte.“

Hinter der Nonne kamen die Vorkenkäfer und vernichteten, was etwa noch übrig geblieben war. Schon damals reichten die vorhandenen Arbeitskräfte nicht aus, das tote Holz niederzuschlagen und fortzuschaffen, obwohl man es jedem freigestellte, sich so viel davon zu holen wie er wollte. Die überständigen Bäume brachen in sich zusammen, ein mittelstarker Wind warf sie zu Haufen übereinander, an den lahlen Baumstämmen ersahen ein weißer Schimmelpilz, der in der Dunkelheit gespenstisch leuchtete. Auch hier im Polommer Revier habe ich schon die leuchtenden Bäume gesehen. Etwa zwei Fuß vom Boden war der Stamm, von dem die Rinde abgefallen war, mit einer dünnen weißen Schicht überzogen, die so stark leuchtete, daß man den Schein auf hundert Meter Entfernung deutlich wahrnahm. Auch harte Schwämme, die man wie Kousolen an die Wand hängen kann, wuchsen an den vermodernden Bäumen.

Allem Anschein nach sehen die großen ostpreussischen Forsten vor einer ähnlichen Katastrophe wie damals in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. In den bis jetzt befallenen Revieren haben die Grünröcke schon vor etwa drei Jahren eine auffallende Vermehrung des Nonnenalters beobachtet. Und diese Praktiker waren damals und sind auch jetzt noch der Meinung, daß man durch Zerquetschen der Falter vor der Eiablage, durch Ableben und Vernichten der Eier das Unheil hätte verhüten können. Freilich, es hätte dazu eines großen Aufgebots von Menschenkräften bedurft, die in dem an Arbeitermangel leidenden Ostpreußen nicht aufzutreiben sind.

Ueber die Ursachen der so plötzlichen, unauffhaltsamen Vermehrung der Nonne kann man nur Vermutungen äußern. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie nur dann erfolgt, wenn ihre Feinde

aus der Insektenwelt durch irgend welche Vorgänge in der Natur fast vermindert worden sind. Als solche kennt der Forstmann drei Insektenarten, die ihre Eier in die Raupe des Kiefernspinners wie der Nonne ablegen. Da ist zuerst der *Microgaster nemorum*, eine den echten Schlupfwespen verwandte Sippe, die ihre Eier in die Raupen der Kiefernspinner ablegt. Zweitens die Sichelwespe, *Anomalon circumflexum*, die dasselbe tut und schließlich alle Tachinen, die Mord- oder Raupenfliegen, deren Larven als Schmarotzer in allen anderen Larven leben. Bei dem großen Raupenraß vor 50 Jahren fand man auch zahlreiche *Clerus*-Larven, d. h. die Larven des ameisenartigen Wirtkäfers; er stellt jedoch vorzugsweise dem Vorkäfer nach.

Jedenfalls ist die Nonne in gewöhnlichen Zeitaltern von so vielen Feinden bedroht, daß ihre Vermehrung gerade nur zur Erhaltung der Art hinreicht. Auch die Forstleute tun ihr Abbruch, indem sie in bedrohten Beständen die Eier ablesen und die Spiegel zerdrücken lassen; auch ein Leimring, der in Mannshöhe um den Stamm gelegt wird, erweist sich als wirksam, denn die emporkriechenden Raupen bleiben in Massen daran kleben. Bei einer solchen ungewöhnlichen Vermehrung jedoch, wie sie damals und jetzt stattgefunden hat, ist jedes Mittel unwirksam. Man hat in der Zwischenzeit, wenn sich ein Anlaß bot, allerlei versucht, mit großen Lampen, die in mit Leim ausgeschmierten Tonnen aufgestellt, die zur Nachtzeit schwärmenden Falter anlocken, man hat Kalkstaub in die Luft geblasen, um damit die Raupen zu töten, es hat nichts geholfen! Der Mensch steht mit allen seinen Hilfsmitteln ohnmächtig diesem Vorgang in der Natur gegenüber.

Und die Grünröde schauen gar verzagt in die Zukunft. Man kann das wohl verstehen, denn ihr Herz hängt an dem Walde, den sie hegen und pflegen, den sie zum Teil selbst pflanzen und erziehen. Nun ist ihre Pflege und Arbeit umsonst gewesen! Die stolzen Stämme werden sterben und stürzen, große Werte werden vernichtet werden. Und die Arbeit, die den Grünröden daraus erwächst! Wahrscheinlich, sie sind nicht zu beneiden! Dem Staat erwächst auch eine schwierige Arbeit, denn er muß versuchen, die vernichteten Bestände einigermaßen noch zu verwerten. Vielleicht findet er Unternehmer, die in den sahlgereiften Beständen Fabriken errichten, um das Holz zu Papiermasse zu verarbeiten.

Und schließlich noch die Frage, ob die Forstverwaltung nun nicht endlich andere Wege einschlagen und von der Anpflanzung reiner Nadelwälder oder wenigstens von der Vernichtung der Laubwälder abgehen wird! —

Dr. Friß Skowronne.

Kleines feuilleton.

Wahltag in Amerika. In der Züricher „Stampa“ gibt Bergeret, der die Präsidentenwahl von 1904 mitgemacht hat, eine anschauliche Schilderung eines amerikanischen „Election day“. Der Wahlparoxysmus packt die Yankee bei Sonnenuntergang, wenn im Säulensaal und Barbierladen, die der Staat zu fabelhaften Preisen als Wahllokale gemietet hat, die Zählung der Stimmen beginnt. Die Bulletins von der „Wahlstatt“ interessieren weit mehr, als der Kampf selbst. Wenn auf den Transparenten der großen Zeitungen die ersten Depeschen mit den Teilergebnissen erscheinen, gerät das Volk in fieberhafte Aufregung. Bis dahin ist auf den Straßen auch nicht das geringste Zeichen von besonderer Geschäftigkeit oder von Interesse für die Wahl zu entdecken. Es herrscht, im Gegenteil, selbst in so riesigen Städten wie New York eine sonntägliche Stille, denn der Wahlabend wird als Feiertag betrachtet, und die Folge ist, daß, wie am Feiertag, fast alle Geschäfte geschlossen sind. Friedlich und gemütlich geht man allein oder mit einem guten Bekannten zum Wahllokal, das gewöhnlich nur wenige Schritte von der Wohnung des Wählers entfernt ist. Hat man seine Stimme abgegeben, so geht man ebenso ruhig wieder nach Hause; wer es sich leisten kann, macht einen Ausflug ins Freie, um wenigstens für ein paar Stunden dem Lärm und dem Gestank der Automobile zu entkommen. Riesige Fahnen, die oft so groß sind wie ein Salontepich, verdunkeln die Straßen; viele sind mit den Bildern der Kandidaten geschmückt, noch mehr aber sind vom Regen verwaschen und vom Wind zerrissen und zerschissen. Hier und da prangen in den Schaufenstern der geschlossenen Läden banale Karikaturen, auf welchen die frohige Gestalt des guten Oldels Sam den einen oder den anderen der Präsidentschaftsanwärter stark unter die Fackel nimmt. In einer Bude bietet ein „Booemaker“ den demokratischen Kandidaten zu eins gegen fünf an: es will ihn aber niemand nehmen. Auf den großen Plätzen stehen galgenartige Gerüste, von welchen am Abend die „gelben“ Zeitungen die Wahlergebnisse auf Gerechte und Ungerechte herabtauchen lassen werden. Einige Männer in Hemdsärmeln experimentieren mit den Scheinwerfern und mit den telephonischen Apparaten. Von Zeit zu Zeit hält vor der Tür ein Automobil: ihm entsteigt ein Vote, der Nachrichten bringt, oder ein Reporter, der Nachrichten holt. Man hat Stimmen engros gekauft und verkauft, sündliche Drohungen ausgesprochen und hartnäckige Gegner verbanen, dem Kandidaten der feindlichen Partei auch das letzte Zipfelchen seiner Ehre abgeschnitten, Freiluft-„Meetings“ und Umzüge

à la Barnum veranstaltet, Reden in sämtlichen existierenden Sprachen gehalten, Kirchenpredigten über die Sündhaftigkeit der republikanischen oder der demokratischen Partei losgelassen, kurz: die Wahl so gründlich vorbereitet, daß sie wie eine gut einstudierte Posse „heruntergespielt“ werden kann.

Dann kommt der Abend und mit ihm ein Menschenstrom, nein: ein Menschenmeer, das sich gewaltig, gigantisch, grauenvoll über die Mienenstadt ergießt. New York scheint seine vier Millionen Einwohner, von welchen während des ganzen Tages wenig zu sehen war, ganz plötzlich und alle auf einmal ausgespien zu haben. Mit Blechtrumpeten und mit Waldteufeln bewaffnet, wälzen sie sich wie eine ungeheure Woge dahin. Mit Menschenfracht beladen, fahren die Trams umher. Gruppen von jungen Leuten marschieren in gleichem Schritt und Tritt mitten durch die Menge und lassen die rhythmisch abgemessenen Worte: „I told you so, I told you so!“ („Ja, ich hab' es gleich gesagt!“) ertönen. Die Frauen und Mädchen von New York machen mit den infernalischen Trompeten den größten Lärm, und dabei lachen sie mit einer geradezu kindlichen Lust. Mit clownartigem Uebermut öffnen sie Sonnenschirme, die mit dem Sternbanner bemalt sind; von allen Hüften winken Zettel mit der Inschrift „I told you so!“ Von den Wolkenstrazern, die bis zum 25. Stockwerk hinauf illuminiert sind, senden sich ganze Wolken von farbigen Papierchen auf die Erde; die Zeitungspaläste sind mit elektrischen Girlanden in allen Farben geschmückt, und Scheinwerfer folgen und kreuzen sich hoch oben in der Luft. In den Kneipen feiern Republikaner und Demokraten Versöhnungsfeste; sie rufen sich ein Mal über das andere zu: „I told you so!“ und toasten auf die „greatest republic in the world“. Vergessen ist plötzlich aller Haß, aller Haß, und draußen auf den Transparenten er scheint in Flammschrift das Glückwunschtelegramm des Besiegten an den Sieger. . . .

Aus dem Gebiete der Chemie.

Milchzucker. In kinderreichen Familien ist vielfach Milchzucker als Zusatz zu Kuhmilch bei der künstlichen Ernährung der Säuglinge im Gebrauch. Zuweilen bildet ein Hindernis für seine allgemeine Einführung die fälschlich verbreitete Meinung, daß er lediglich ein Verhütungsmittel sei. Nur als solches angewandt, wäre Milchzucker natürlich ein kostspieliger Zusatz. Er soll aber auch gar nicht als Verhütungsmittel dienen. Als Zusatz zu Kuhmilch gegeben, dient er vielmehr dem Zwecke, diese der Muttermilch ähnlicher zu machen. Letztere besitzt nämlich weniger Fettbestandteile, aber mehr Salze als Kuhmilch. Zu den Salzen wird auch Milchzucker gerechnet. Es genügt also nicht nur Wasserzutat zur Kuhmilch als Kindernahrung, sondern der verdünnten Kuhmilch muß auch noch Milchzucker zugefügt werden. Dieser soll den gewöhnlichen Zucker keineswegs ersetzen, wenn er auch schwach süßt. Es wird aber bei Milchzuckerzusatz kaum nötig sein, noch unseren gewöhnlichen Zucker hinzuzugeben, da sich hierdurch leicht Säurebildung im Kindermagen und damit Verdauungsstörungen der verschiedensten Art einstellen können. Wenn schon ein Ersatzmittel, wie es die Kuhmilch für ein junges Menckchenkind doch immerhin ist, angewandt wird, muß es auch dem natürlichen — also der Muttermilch — so ähnlich wie möglich gemacht werden. Dieser Zweck wird durch Zugabe eines Teelöffels Milchzucker zu einer der üblichen Saugflaschen mit Kuhmilch ziemlich sachgemäß erfüllt. Milchzucker ist in Drogengeschäften und Apotheken in einer Ware überall käuflich; er stellt in diesem Zustande ein rein weißes, zwischen den Zähnen schwach knirschendes Pulver vor, das nicht ganz so leicht wie gewöhnlicher Zucker in Wasser löslich ist. Während aber eine konzentrierte, heiß bereitete Lösung gewöhnlichen Zuckers einen dicken Sirup bildet, bleibt die konzentrierte Milchzuckerlösung dünnflüssig. Der Chemiker kennt noch eine Anzahl von Prüfungsmethoden, um Milchzucker von gewöhnlichem Rohr- oder Rübenzucker zu unterscheiden; so wird u. a. Rübenzucker durch Schwefelsäure gebräunt, während Milchzucker nicht verändert wird. — Die Darstellung geschieht aus den Molken der Kuhmilch durch Eindampfen derselben und Auskristallisierenlassen. Man erhält dann feste harte Massen etwa vom Aussehen des bekannten Sandzuckers, bekanntlich triskristallierter gewöhnlicher Zucker, dessen Kristalle sich an einem in die konzentrierte Zuckerslösung hineingehängten Faden bilden. Der rohe Milchzucker wird in Gegenden mit viel Milch- und Käsewirtschaft, wie: Schweiz, Bayern, Nordamerika, Holland usw. gewonnen, zur Reindarstellung nochmals gelöst und umkristallisiert. Molken nennt man die von Käsestoff und Fett befreite Milch. Man kann sich leicht von der Menge dieser beiden in der Kuhmilch enthaltenen Stoffe überzeugen, indem man Milch mit einem kleinen Zusatz von Zitronensäure, Alaun, Weinstein (*Oxomor tartari*) aufkochen läßt. Läßt man nach dem Aufkochen die Flüssigkeit etwa 5—10 Minuten stehen, so scheidet sich an der Oberfläche eine ziemlich feste Masse ab, die in der Hauptsache aus Käsestoff besteht. Wird das Ganze durch ein Tuch geseiht, so bleibt dieser Käsestoff und die ausgechiedenen Fettbestandteile zurück, während die Molken als Flüssigkeit hindurchgehen. Diese enthält dann die verschiedenen Salze sowie Milchzucker. Früher benutzte man zur Molkenbereitung die inneren abgeschabten Teile des Kälbermagens, den Laab. Heute wird der Laab in Pulverform in großen Mengen den Milch- und Käsebetrieben geliefert.